

Fernand Hoffmann

Die mißverstandene Hoffnung

Der DDR-Regimekritiker Christoph Hein

Als Alexander Solschenizyn im Jahr 1970 den Literaturnobelpreis erhielt, erschien in dieser Zeitschrift ein Artikel aus der Feder des Autors dieses Beitrags über den Nobelpreisträger, dem er nach langem Überlegen den Titel „Hoffnung jenseits des Prinzips Hoffnung“ gegeben hatte¹. Damit wollte er andeuten, daß es einen fundamentalen Unterschied zwischen dem „Prinzip Hoffnung“ von Ernst Bloch und der christlichen Hoffnung gebe. Bloch nimmt, wie Ludwig Feuerbach es tat, die Hoffnung von der Ebene der Transzendenz und des eschatologischen Denkens herunter auf den Boden des materiellen, irdischen Alltags und macht daraus die irdisch-reale Zuversicht, daß die Enkel erreichen werden, was die Väter und Großväter nicht erreichen konnten. Die Natur der christlichen Hoffnung ist geschichtlich-irdisch und ahistorisch-unirdisch zugleich. Sie ist geschichtlich, insofern sie einen Anfang und ein Ende hat und einen einmaligen, unwiederholbaren Prozeß darstellt. Dieser Prozeß setzt ein mit der Menschwerdung Gottes, und er geht zu Ende mit dem „Jüngsten Gericht“, mit dem Zeit und Geschichte aufhören. Die christliche Hoffnung ist zeitlos-ungeschichtlich, weil das Heil des Menschen, auf das sich die Geschichte zubewegt, transzender Natur ist. Christliche Hoffnung ist gleichzeitig auch subjektiv-personal, insofern jeder einzelne hofft, das Heil zu erlangen.

Mag Ernst Bloch auch Formulierungen gefunden haben, die sehr nahe an dem liegen, was die Christen Hoffnung nennen, so blieb das „Prinzip Hoffnung“ doch immer nur ein Festhalten an einer Utopie, das heißt, an einem politischen und gesellschaftspolitischen Wunschdenken, das nicht gewillt war, den Glauben an die Möglichkeit einer sozialistischen Gesellschaft aufzugeben. Hier liegt die große Gefahr des utopischen, auf dem „Prinzip Hoffnung“ beruhenden gesellschaftspolitischen Denkens, wenn es über das realpolitische, am Möglichen und Machbaren orientierte Denken gesetzt wird. Die Utopien sind bestrebt, die Politik im Hinblick auf ihren utopischen Entwurf zu korrigieren, während Realpolitiker den Entwurf im Hinblick auf das politisch Machbare verändern und verbessern. Ihr Ziel ist das Erreichbare, und ihr Instrument sind der Kompromiß und der demokratische Konsens. Das auf dem „Prinzip Hoffnung“ aufbauende utopische Denken aber, eben weil es in seiner Wurzel eschatologisch ist, auf die Transzendenz hinzielt und dadurch am untauglichen Objekt angesetzt wird,

kann nicht anders, als letzten Endes zugunsten der Macht auf den Kompromiß zu verzichten. Es endet im Leninismus oder im Stalinismus.

Das gilt auch für alle fundamentalistischen, auf irgendeine Form von Gottesstaat hinzielenden Gesellschaftsentwürfe. Sie kommen, insofern sie nicht bereit sind, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“, nicht an der Anwendung von Gewalt, an Zwang und Unterdrückung vorbei. Denn dem Kaiser geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, und die sich aus der Gotteskindschaft ergebende Freiheit des Menschen nicht antasten, heißt, daß dem Menschen im Bereich des Irdischen und Endlichen kein Zwang im Hinblick auf sein transzendentes Heil geschehen darf. Hier gelten die Parameter des Endlichen und Unvollkommenen. Und diese sind auch der Maßstab des Menschlichen. Der Mensch als einmalige, freie, unaustauschbare Person darf nicht, weil er dem Heil zugesprochen und versprochen ist, diesem Heil geopfert werden. Wilhelm Voigt bringt das in Carl Zuckmayers „Hauptmann von Köpenick“ auf die lapidare Formel: „Erst kommt die Wanze und dann die Wanzenordnung. Erst der Mensch und dann die Menschenordnung!“ Und jedesmal, wenn die katholische Kirche das sogenannte „Seelenheil“ über das irdische Heil des konkreten Menschen setzte und den Menschen mit physischem Unheil zu seinem Seelenheil zwingen wollte, sah sie sich von etwas gefährdet, das dem Stalinismus sehr ähnlich ist. Und doch müßte die Kirche gegen solche Irrwege stärker gefeit sein als der Sozialismus, weil sie weiß, daß ihr Reich „nicht von dieser Welt“ ist.

Diese Ausführungen zum Blochschen „Prinzip Hoffnung“ und zur christlichen Hoffnung schienen uns notwendig, weil an und für sich ideal und human gesinnte Geister dem sogenannten „Stalinismus“ in der Tiefe noch immer anhängen, selbst wenn sie ihn nach außen hin abgeschrieben haben. Wenn sie das tun, dann deshalb, weil sie im Kommunismus eine Heilslehre sehen und das transzendentale Heil mit den immanenten Heilsmitteln verwechseln.

Das soll in der Folge an einem Schriftsteller der ehemaligen DDR konkretisiert werden. Er ist kein „Wendehals“, sondern ein viel und gern gehörter Regimekritiker, der durchaus zur Opposition gegen das Regime des „real existierenden Sozialismus“ gehörte. Dem Dramatiker, Romancier und Essayisten Christoph Hein wurde 1990 im Westen attestiert, daß er „zum schärfsten Kritiker des Stalinismus in seinem Land gehöre“². Wie es um die Regimekritik Christoph Heins bestellt ist und ob er tatsächlich zu jenen gehört, die die „Wende“, wie das Volk sie wollte, herbeiführten, wollen wir in der Folge untersuchen.

Der „Fremde Freund“ oder „Drachenblut“

Die längere, romanhafte Erzählung „Drachenblut“³, die in der DDR unter dem Titel „Der fremde Freund“⁴, erschienen war, erzählt die Geschichte der Bezie-

hung einer Ärztin, einer typischen Karrierefrau, zu einem Mann und die menschlichen Folgen, die sich für sie aus diesem Verhältnis ergeben. Claudia hat, bis sie einem Ingenieur begegnet, der Atomkraftwerke baut, alle menschlichen und zwischenmenschlichen Regungen von sich ferngehalten, die eine Gefährdung für ihren Beruf und ihre Karriere darstellen könnten. Sie lebt, nach einer Ehe, die in die Brüche ging und kinderlos war, als geschiedene Frau völlig zurückgezogen und nur auf sich selbst, oder besser gesagt, auf ihre Karriere konzentriert. Diese totale Beziehungslosigkeit zu ihrer Umwelt und ihren Mitmenschen bedeutet nicht, daß sie einen „Weg nach innen“ beschritten hätte. Sie hat lediglich einen Panzer angelegt, der sie unverletzbar macht. Daher der Titel der westdeutschen Ausgabe, der an Siegfrieds Bad im Drachenblut erinnert. Dadurch ist sie wohl unverletzlich geworden, hat sich aber auch selbst zur Bewegungslosigkeit verurteilt. Und wie Siegfried ist sie trotzdem verletztlich. Es heißt bloß, die lindenblattgroße weiche Stelle zu finden. Henry, der Atomingenieur, findet sie und bricht mit Urgewalt in ihr Leben ein. Im Gegensatz zu Claudia bedeutet Karriere ihm nicht alles. Er will leben und spüren, daß er lebt. Er fährt gern schnelle Autos und ist Spieler aus Lebenslust und Leidenschaft. Er weiß, daß alles im Leben seinen Preis hat und wer alles haben will, was das Leben gibt, diesen Preis bezahlen muß. Er liebt Claudia, und sie liebt ihn auch. Aber dennoch vermag sie eine letzte Fremdheit nicht zu überwinden. Zur restlosen Hingabe, zur völligen Aufgabe des eigenen Ich im Du des Partners, in der ihr eigenes Ich sich voll und ganz verwirklichen könnte, ist sie nicht fähig. Ihr Freund bleibt ein „fremder“ Freund. Daher der Titel der ostdeutschen Ausgabe.

Henry spielt um höhere Einsätze, als es seine finanziellen Mittel zulassen, und er fährt sein Auto schneller, als es die Polizei erlaubt. Ein Jahr dauert die Liebesbeziehung zwischen Claudia und Henry. Dann wird er ermordet. Ob zufällig oder aus Versehen, bleibt offen, jedenfalls ohne Motiv und Vorbedacht. Es ist das, was die Boulevardpresse gern einen „tragischen“ Tod nennt und was in Wahrheit ein fataler, ein dummer Tod ist. Claudia bricht nicht zusammen. Eigentlich atmet sie auf. Sie fühlt sich erlöst, entlassen aus einem Liebesverhältnis, das für sie keine verzehrende Leidenschaft, sondern eine schmerzliche Irritation gewesen war. Der Stoff, aus dem Goethes Werther, Tolstois Anna Karenina und Shakespeares Romeo und Julia entstanden, reicht bei Claudia, der DDR-Bürgerin, man könnte auch sagen Spießerin, zu nicht mehr als zu der so armseligen wie erschreckenden Bilanz: „Alles, was ich erreichen konnte, habe ich erreicht. Ich wüßte nicht, was mir fehlt. Ich habe es geschafft. Mir geht es gut, ENDE.“

Das ist nicht nur die Lebensbilanz von Claudia, das ist auch, auf den knappen Punkt gebracht, die beste in der besten der möglichen Gesellschaften, dem real existierenden Sozialismus, denkbare individuelle Lebensbilanz. Die Vorbedingung, die erfüllt sein muß, damit man die eigene Karriere mit der Feststellung beurteilen kann, es fehle einem nichts, es gehe einem gut, man habe es geschafft,

man habe alles erreicht, was man erreichen könnte, ist zynischer Pragmatismus und moralischer Nihilismus. Denn wer bereit ist, zu sagen, er habe „es geschafft“, der muß bereit sein, mit in Kauf zu nehmen, daß er als fühlende, denkende und urteilende Person bereits zu Lebzeiten gestorben ist. Er muß alle menschlichen und zwischenmenschlichen Regungen in sich abgetötet und eingefroren haben. Er muß den moralischen Tod als Vorbedingung des materiellen Wohllebens mit in Kauf nehmen. Weil Menschlichkeit und Zwischenmenschlichkeit als Selbstverwirklichung in einer nur dem Entscheid des individuellen Gewissens unterworfenen Freiheit die real existierende sozialistische Gesellschaft stören und gefährden, muß der Einzelne sein Ich, seine subjektive Identität, dem anonymen, identitätslosen Wir opfern.

Das ENDE am Schluß der Erzählung signalisiert nicht nur, daß der Erzähler ans Ende gekommen ist. Es wird auch nicht bloß ein Schlußpunkt hinter eine Liebe, eine „Partnerbeziehung“, gesetzt. Es bedeutet mehr. „Die Rede ist vom Zu-Ende-Gehen einer ganzen Verkehrsform und Lebenshaltung, von einer sinnlosen Kette von Vorkehrungen und Verrichtungen, ein in Kauf genommenes Gestorbensein zu Lebenszeiten.“⁵ Was den Leser von „Drachenblut“ besonders betroffen macht, ist, daß Claudia nicht lebt, sondern daß sie in einer ideologisch und ökonomisch total verplanten Wirklichkeit, in der sich nichts bewegt und nichts ereignet, ohne Ich- und ohne Du-Bewußtsein vegetiert, ohne innere und äußere individuelle Freiheit, wobei die zwischenmenschlichen Beziehungen auf die soziale Sicherheit in einem System der totalen Vergesellschaftung, die in Wahrheit Versklavung ist, reduziert sind.

Es gibt keinen Roman in der DDR-Literatur, der die entmenschlichenden und entindividualisierenden Auswirkungen des real existierenden Sozialismus der ehemaligen DDR so erbarmungslos aufdeckt wie „Drachenblut“. Hier ist sie dicht und bedrückend Sprache geworden, die miefige und trotz des Miefs irgendwie luftleere DDR-Atmosphäre, voll hoffnungsleeren Hoffens, leblosen Lebens und geschäftiger Beschäftigungslosigkeit. Plötzlich beginnt der Leser zu begreifen, was es heißt, zu wissen, daß im Sozialismus eben nicht mehr drin ist. Alles, was er vom real existierenden sozialistischen Staat zu erwarten hat, ist relative materielle Absicherung. Der Preis, den er dafür bezahlt, ist die absolute Unterordnung des Ich unter das Wir. „Mehr ist nicht drin.“

Stalinismuskritik?

In dem Roman „Drachenblut“ finden wir aber keine Stelle, die eindeutig, unmißverständlich und klar diesen Staat ablehnt, das heißt als sozialistischen, im Marxismus-Leninismus wurzelnden Staat ablehnt. Äußerungen von Christoph Hein kurz vor der Wende und gleich danach machen deutlich, daß er eine solche

radikale Gegenstellung, etwa im Sinn einer Kurskorrektur auf die Sozialdemokratie hin, gar nicht beabsichtigte. Marktwirtschaft, Kapitalismus und nicht zuletzt deutsche Einheit und Wiedervereinigung stehen nicht im Blickfeld Christoph Heins. Am 2./3. Dezember 1989 schreibt er im „Neuen Deutschland“ und am 12. Dezember 1990 in der „Jungen Welt“:

„Es ist uns jetzt die große Chance gegeben, erstmals wirklich Sozialismus aufzubauen. Dabei ist bei einem großen Teil der Bevölkerung eine gewisse Unlust zu beobachten. Man fühlte sich in den letzten vier Jahrzehnten hintergangen und findet wenig Gründe, sich noch einmal aufzuraffen für ein solches Experiment. Wenn da nicht grundsätzlicher mit der Vergangenheit gebrochen wird, als das heute passiert, werden wir diesen Teil der Bevölkerung nicht gewinnen. Unser Hauptproblem sehe ich darin, daß der Konsens für eine sozialistische Gesellschaft auf dem Spiel steht und daß der bald schon verloren sein könnte. Wir haben jetzt die letzte Chance!“

„Ich hoffe, daß die Wahl nicht entschieden wird mit der sogenannten deutschen Frage. Das wäre eine Katastrophe. Das wäre eine Wahl zwischen dem Hertie-Schaufenster und unserm Konsumladen – und wie diese Entscheidung ausfiele, ist klar. Die DDR-Bevölkerung muß erst den Kapitalismus kennenlernen, um zu wissen, was sie da erwartet.“

Was ist unter dem „großen Teil der Bevölkerung“ zu verstehen? Offenbar doch die enttäuschten und resignierten Anhänger des real existierenden Sozialismus, denen das „Prinzip Hoffnung“ abhanden zu kommen droht. Sie müssen in ihrem hoffnungsvollen Glauben gestärkt werden. Deshalb verschließt der Autor die Augen vor der Einsicht, daß das kommunistische SED-Experiment scheiterte und in einem ökonomischen Fiasko endete, weil die Planwirtschaft versagte. Diese Planwirtschaft ist aber ein Herzstück des marxistisch-leninistischen Gesellschaftsverständnisses, das seinerseits auf dem dialektischen Materialismus beruht. Aus diesem wächst wiederum das Blochsche „Prinzip Hoffnung“ hervor. Denn das Dogma, daß der sozio-ökonomische Unterbau den ideologischen Überbau bedingt, macht die materialistische Pervertierung der christlichen Hoffnung erst möglich.

Der Artikel Heins enthält also keineswegs eine grundlegende Kritik am Stalinismus. Es ist darin auch nicht der geringste Ansatz von „Perestroika“, von neuem Denken, zu verspüren und auch nicht der Wille zu „Glasnost“, zu Klarheit und Durchsicht. Vielmehr geschieht das Gegenteil. Mit Hilfe des „Prinzips Hoffnung“ wird die effektive Hoffnungslosigkeit vernebelt und verdrängt. Und wenn die sanfte Gewalt der Hoffnung in der totalen Desillusion ihre gesamte Kraft eingebüßt hat, bleibt am Ende nur zweierlei: entweder die Einsicht, daß der Sozialismus von den Tatsachen widerlegt wird und der von der Wirklichkeit erzwungene Offenbarungseid, oder aber das widersinnige Beharren im Irrtum und der in dem Fall unausweichliche Rückgriff auf stalinistische Gewalt.

Warum wurde Christoph Hein trotzdem in der DDR sowohl als auch in der Bundesrepublik als einer der entschiedensten Gegner des Stalinismus angesehen? Das hängt mit den Produktionsmethoden von Literatur in der ehemaligen DDR zusammen. Mögen der Parteiapparat und die Stasi auch nach und nach die Über-

wachung und Bevormundung der Schriftsteller etwas gelockert haben, die Zensur blieb bis zum Schluß bestehen, auch die Papierzuteilung und die Vorschrift, daß eine Drucklizenz für den Westen nur für ein Buch zugestanden wurde, das in der DDR bereits gedruckt oder zumindest für den Druck freigegeben und lektoriert war. Darum war allzu offene direkte Regimekritik zu vermeiden. Die DDR-Autoren, die auch im Westen publiziert werden wollten, wie aber auch diejenigen, die nicht darauf abzielten, waren mithin gezwungen, sich mit der Zensur und den Machthabern zu arrangieren. Es wurde nach und nach zur Praxis, die Widerstände mit literarischen Mitteln zu überwinden. So kam eine dichterische Vexiersprache zustande, die allgemein poetisch formulierte und den auf Zwischentöne, Kürzel, Sinnbilder, Metaphern, Chiffren und unausgesprochen dennoch Gesagtes erpichten und hochsensibilisierten Leser selbst deuten ließ, was ihm deutenswert schien.

Ein Meisterwerk dieser literarischen „Sklavensprache“ stellt Christoph Heins Roman „Horns Ende“⁶ dar, dessen allgemeine dichterische Formulierungen durchaus eine Deutung im Sinn des christlichen Humanismus zulassen. Aber auch der Roman „Der Tangospieler“⁷ ist nicht weniger verschwiegen und gleichzeitig beredt. Es bedarf also schon direkter Stellungnahmen, um auszumachen, wo Christoph Hein denn nun ganz genau steht.

In seiner Rede auf dem Berliner Alexanderplatz vom 4. November 1989⁸ nennt Christoph Hein die Komponenten des Stalinismus: „Bürokratie, Demagogie, Bespitzelung, Machtmissbrauch, Entmündigung und auch Verbrechen“. Damit ist das Syndrom richtig genannt und richtig erkannt, das zur Zerrüttung der DDR führte. Was Hein aber verschweigt, ist die Tatsache, daß es ohne die Installierung des totalitären Machtapparats keine DDR gegeben hätte und ohne Zwang jede neue „Chance“ für den Sozialismus Illusion ist. Den Kommunismus, den man in den Ländern des ehemaligen Ostblocks Sozialismus nennt, kann man nicht reformieren, man kann ihn nur abschaffen. Die Putschisten vom August 1991 hatten es auch auf ihre Weise begriffen und wollten die unausweichliche Abschaffung stoppen.

Aber endgültig vom Sozialismus Abschied nehmen will auch Christoph Hein nicht. Im Gegenteil, er will ihm eine neue Chance geben. Was die Großväter und Väter nicht vermochten, die Enkel sollen es schaffen. Und weil Christoph Hein diese Hoffnung nicht aufgeben will, ist seine Kritik am Stalinismus entweder ein Lippenbekenntnis oder aber jedenfalls ein Schuß ins Leere.

Christoph Hein als Regimekritiker

Daß Christoph Hein ein Kritiker des Sozialismus war, so wie er in der ehemaligen DDR real existierte, steht außer Zweifel. Daß er aber „mit seinem Werk und

seinem Wirken jenen Prozeß gefördert“ habe, „der im Herbst 1989 in der DDR zu der kaum noch erwarteten ‚Umgestaltung‘ geführt hat“, wie ein Begleittext seines westdeutschen Verlags wissen will⁹, muß angezweifelt werden, es sei denn, man verstehe unter Umgestaltung eine euphemistische Umschreibung für Neuauflage des Sozialismus und nicht für Demokratie und Marktwirtschaft im westlichen Verständnis. In dem von diesem Text angepriesenen Buch lesen wir: „Mit der Wiedervereinigung der Nation kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur die Einverleibung der DDR gemeint sein. Damit aber droht zumindest die Gefahr eines erneuerten Kalten Krieges. Die Journaille hatte im Spätsommer 1989 bereits auf beiden Seiten aufgerüstet und schon vorsorglich die Vernunft zum Schweigen gebracht“ (130). Dies ist nichts anderes als die erstaunlich aggressiv und polemisch formulierte stalinistische These, daß die DDR den Weltfrieden garantiere, weil die Existenz der sozialistischen DDR das weltpolitische Gleichgewicht gewährleiste. Mit derselben These wurde seinerzeit der Mauerbau gerechtfertigt, und diese Argumentation galt in der DDR trotz Perestroika und Glasnost und trotz der Gorbatschowschen Warnung, daß das Leben dem Unrecht gebe, der in der Geschichte zu spät komme. Wer gegen das Regime in der DDR war, war logischerweise gegen die DDR. Denn nur das Regime garantierte den Erhalt der DDR und somit den Weltfrieden. Mithin war auch alles, was das Regime stützte, dem Weltfrieden dienlich. So war denn auch das Denkverbot, mit dem das Regime die Bürger vor sich selbst schützte, legitim, indem es zum Erhalt der DDR beitrug. Die Entspannungspolitik unter Nikita Chruschtschow widerlegte diese These nicht und auch nicht der „Prager Frühling“. Im Gegen teil. Die Breschnew-Doktrin bewies ihre Richtigkeit¹⁰.

Aus keinem von Christoph Heins Romanen, weder aus „Drachenblut“ noch aus „Horns Ende“ oder aus dem „Tangospieler“, läßt sich eindeutig die Forderung herausinterpretieren, daß die DDR abgeschafft werden muß. Der Druck des Staates auf die Bürger und die jede Eigeninitiative erstickenden gesellschaftlichen Verhältnisse werden wohl mit großer Eindringlichkeit dargestellt. Aber sie werden nicht als das direkte Produkt des Stalinismus verstanden, sondern als eine Folge der unbewältigten Nazivergangenheit, zu der auch der Stalinismus gehört. Die Kehrseiten des DDR-Regimes ist in Christoph Heins Augen weniger der Sozialismus als der weiterwuchernde Faschismus.

Opfer des Stalinismus oder des Kapitalismus und des faschistoiden Kleinbürgertums?

Der Roman „Horns Ende“ ist eine streng gebaute Chronik. Fünf Personen, unter ihnen ein Kind, erzählen abwechselnd, mal sich widersprechend, mal sich ergänzend, ihre Version des Selbstmords Horns, des vierzigjährigen Museums-

direktors von Guldenberg. Die erzählte Zeit umfaßt die Jahre 1953–1957. Horn ist wegen eines politischen Fehltritts, der nicht näher beschrieben wird, disziplinarisch gemäßregelt, aus der SED ausgeschlossen und von Leipzig nach Guldenberg, einem alfränkischen, miefigen Provinzkaff, versetzt worden, wo er mit der Leitung des Stadtmuseums betraut ist. Horn, ein gebranntes Kind des real existierenden Sozialismus, hat seine Lebensambitionen restlos aufgegeben und leidet nicht weiter unter den Auswirkungen des enggeknüpften kleinstädtischen Kommunikationsnetzes, weil er gar nicht daran angeschlossen ist.

Horn lebt in Guldenberg im konkreten und wahren Sinn des Wortes als Sonderling, als von der Stadtgemeinschaft abgesonderter Fremder. Seine Welt reduziert sich auf seine Einzimmerwohnung, in der er zur Untermiete wohnt, auf das Heimatmuseum und die gelegentlichen Fachvorträge, die er über Themen der Regionalgeschichte hält. Diese Vorträge zeichnen sich durch eine geradezu verbohrte Detailfreude aus. Bei näherem Hinsehen merkt der Leser aber, daß die Fülle der Details nur ein Vorwand ist. Ihr wahrer Zweck sind verallgemeinernde Konstrukte, die, von der lokalen Prähistorie ausgehend, die historische Wahrheit an sich freilegen und festhalten wollen. Gleichzeitig wird dem Leser offenbar, daß Horns Zurückgezogenheit, seine totale Resignation keineswegs bedeuten, daß er in dem für ihn Wesentlichen aufgegeben hat und aussteigen will. Vielmehr scheint er in seiner Rechthaberei noch kompromißloser, als er es war, bevor er nach Guldenberg kam. Sie ist zwar von tiefer Melancholie durchtränkt, aber nach wie vor ungebrochen. Als er dann nach vier Jahren erneut des Klassenverrats beschuldigt wird, löst das bei ihm einen stolzen Akt der Selbstzerstörung aus, und er hängt sich auf.

Diese Ereignisse aus den fünfziger Jahren, also aus der Hoch-Zeit der Gründerjahre der DDR unter Grotewohl, Ulbricht und Pieck, werden aus der Sicht der achtziger Jahre erzählt, in einer Zeit, da sich die Pleite des real existierenden Sozialismus im gesamten kommunistischen Osten und nicht zuletzt in der UdSSR selbst abzuzeichnen beginnt und nach Reformmöglichkeiten Ausschau gehalten wird. Alle Personen des Romans, die verrückte Marlene ausgenommen, erzählen die Geschehnisse der fünfziger Jahre aus dieser kritischen Perspektive der achtziger Jahre. Aber so akribisch die Geschichte von Horns Tod auch rekonstruiert wird, so raffiniert das Erzählgewebe aus sich wiederholenden Bildern, Motiven und Begriffen gewoben wird, es vermag die Wahrheit nicht einzufangen. Es vermag sie nur näher heranzuziehen. Vielleicht bezweckt Christoph Hein nicht mehr. Vielleicht ist er, wie Marcel Proust, nur auf der Suche nach der verlorenen Zeit und will, wie Proust, nur sich selbst, seine eigene subjektive Idendität in der Erinnerung heimholen. Mit andern Worten: Es geht ihm nicht um *die* Wahrheit, sondern um *seine* Wahrheit.

Es kann aber auch sein, daß er auf ein Stück objektiver Wahrheit hinzielt, dabei aber, aus Gründen des Selbstschutzes, auf das subjektive Einfühlungsvermö-

gen seiner Landsleute setzt und sich auf die Fähigkeit verläßt, im Spiegel der subjektiven Wahrheit ein Stück objektiver Wahrheit zu erkennen. Indem Hein die Wahrheit in so vielen subjektiven Spiegelungen bricht, macht er sie zu einer verborgenen, nur den Eingeweihten offenbaren Wahrheit. Insofern ist die Treue zu den eigenen, subjektiven Erinnerungen Verpflichtung an eine Wahrheit, die als die Summe subjektiver menschlicher Erfahrungen und Erinnerungen verstanden wird, deren Unvereinbarkeit und Unversöhnlichkeit den unwandelbaren Wahrheitskern nicht unzugänglich macht, sondern schützt. Wahrheit ist vor allem der Wille zur persönlichen Wahrhaftigkeit, das Stehen zur eigenen Wahrheit und Widerstand gegen die genormte Einheitswahrheit. Diese Wahrheit sucht mit verbissener Halsstarrigkeit der Museumsdirektor Horn, und auf diese Wahrheit zielt auch der Wille des Schöpfers dieser Romanfigur Christoph Hein.

Insofern der Leser sich zunächst mit den Spiegelungen subjektiver Wahrheiten auseinandersetzen muß, die alle spießerhafte kleinbürgerliche Enge reflektieren, kann der Selbstmord Horns sehr wohl als die Tragödie eines Menschen verstanden werden, der sich aufhängt, weil er in der kleinbürgerlichen Enge sowieso keine Luft zum Atmen hat. Eine SED-Polittragödie nicht als tragische Haupt- und Staatsaktion, sondern als kleinbürgerliches Schmierenmelodram. In diesem Fall läge die Brisanz des Romans von Christoph Hein in der Mittelmäßigkeit des Milieus und der in diesem agierenden Figuren. Wir hätten es mit einer kühnen Vorwegnahme dessen zu tun, was seit November 1990 geradezu in die Augen sprang, nämlich die so traurige wie lächerliche Tatsache, daß das Polittheater, das die SED-Bonzen vierzig Jahre lang in der DDR aufführten, nichts weiter war als billigste Provinzschmiere.

Durch diese Reduktion auf Kleinbürgermaß würde der Roman wohl politisch nicht neutralisiert oder entschärft werden, aber die allgemein-menschlichen und menschlich-allzu-menschlichen Aspekte kämen stärker zum Tragen. Zudem käme Christoph Hein auf diese Weise auch an einer prinzipiellen Regimekritik und einer verbindlichen Absage an den Sozialismus (lies Kommunismus) vorbei. Horn scheitert nicht am Sozialismus, und die gesellschaftlichen Verhältnisse der Stadt Guldenberg sind kein Produkt des sozialistischen Regimes. Was aus dem faschistoiden Giftsumpf Guldenbergs hervorwächst, ist undramatische, unheroische Alltagsschuld. Guldenberg lebt nicht. Guldenberg stirbt vor sich hin. Die Moral, die das sozialistische Gemeinwesen regelt, ist keine sozialistische Moral, sondern bürgerliche Fassadenmoral. Und hinter dieser Fassade ist die Lebenslüge an ihrem zerstörerischen Werk. Sie höhlt unaufhaltsam das Gebälk aus, das die Gesellschaft trägt.

Alle Figuren des Romans, die mit gnadenloser Schärfe gezeichnet sind und stellvertretend für die Bürger von Guldenberg stehen, haben, bis auf zwei – die irre Tochter des Malers und der halbwüchsige Sohn des Apothekers – ein Stück Schuld zu verbergen, das die Folge einer Lebenslüge ist. Auch der Aufstieg des

Badeorts Guldenberg von einem bedeutungslosen Provinzkaff zu einer verhältnismäßig blühenden Kleinstadt ist die Folge einer Lebenslüge. Die Stadt ist reich geworden durch die Machenschaften eines Kapitalisten, der die Frauen haßte und zu jeder echten Liebesbeziehung unfähig war. Sein unehelicher Sohn, Dr. Spodeck, der zu opportunistisch war, um sich die Eingriffe seines Vaters in sein Privatleben zu verbieten, und sich von diesem sein Studium bezahlen ließ, versucht umsonst, sein schlechtes Gewissen, das nichts weiter ist als das Wissen um die eigene beschämende Niederlage im Ringen mit dem Vater-Tyrranen um die eigene Seele, hinter allzu durchsichtigen Zynismen zu verbergen. Er ist, wie alle andern an den Geschehnissen um Horn Beteiligten, dazu verdammt, ohne Liebe leben zu müssen. Und was für ihn gilt, ist auch wahr für den nach außen hin überkorrekten, puritanischen Apotheker, dessen Leben geregelt ist wie ein Uhrwerk. Dieser tyrannische Biedermann, der seine Kinder mit drakonischer Strenge erzieht, hält in der hintersten Ecke seines Bücherschranks Pornohefte versteckt.

Und weil die Qualitäten einer menschlichen Gemeinschaft, in diesem Fall der kleinbürgerlichen Gesellschaft von Guldenberg, ein Produkt des Einflusses subjektiv-menschlicher Tugenden und Unarten auf die Gesellschaftsstrukturen und der Rückwirkung der Beschaffenheit dieser Strukturen auf die Individuen sind, die die Gesellschaft formen, ist Guldenberg als Gemeinwesen so beschaffen, wie es beschaffen ist. Die Stadt ist wohlhabend geworden durch Korruption.

Als die Nationalsozialisten nach der Macht greifen, zeigt es sich, daß sich in dem kleinbürgerlichen Sumpf keine Antikörper gegen die faschistische Infektion hatten bilden können. Guldenberg ist gegen die nationalsozialistische Seuche ohnmächtig und erliegt ihr, ohne Widerstand zu leisten. Denunziation und Anpassertum machen sich breit. In der Gluthitze des Sommers 1957, als Zigeuner, wie immer seit dem Zusammenbruch, in der Mitte der Stadt kampieren, zeigt es sich, daß die neuen Gesellschaftsformen, die den Nationalsozialismus abgelöst haben, dem faschistischen Virus keineswegs den Nährboden entzogen haben. Nach einer Latenzperiode springt er mit unverminderter Virulenz die Einwohner von Guldenberg wieder an. Horn wird das Opfer einer Denunziation.

Christoph Hein aber hüttet sich vor Schuldzuweisungen. Schuld kommt in dieser Chronik wohl allenthalben zum Vorschein. Unklar bleibt aber, wer sie letztlich auf sich nehmen muß und wer zu verantworten hat, was geschehen ist. Alle sind – auch der Partefunktionär Kruschkatz – Opfer und Täter zugleich. Deshalb sind auch alle – obschon diese Spießer alles andere als Helden sind – von einer gewissen Tragik umwittert, die für den Durchschnittsmenschen leichter nachvollziehbar ist als die Tragik Wallensteins. Schuld an dem – zum Teil unschuldigen – Schuldigwerden der Guldenberger trägt vor allem die unbewältigte Vergangenheit und die Unfähigkeit, sich des Vergangenen zu erinnern. Dadurch sind die Guldenberger, wie Christa Wolf es einmal formuliert hat, „verdammt, sich zu wiederholen“.

Hier stoßen wir auf einen der wichtigsten Aspekte des Romans „Horns Ende“. Oberflächliche Leser finden hier die gängige Meinung bestätigt, daß sich mit dem Auftreten Christoph Heins das Bild der Literatur in der ehemaligen DDR entscheidend gewandelt habe. Zur Sprachregelung in der propagandistischen Selbstdarstellung der DDR gehörte die Stereotype eines von allen Überresten des Faschismus gereinigten Staatswesens, das dank der durch den real existierenden Sozialismus geschaffenen Gesellschaftsstrukturen gegen ein Wiederaufleben des Faschismus auf ewig gefeit ist. Gegen dieses sorgsam gehegte und gepflegte Vorurteil nimmt Christoph Hein entschieden Stellung. Er zeigt eindringlich, daß auch der real existierende Sozialismus mit einer faschistischen Erbmasse belastet ist und daß die Ursache dafür, daß einem Menschen wie Horn sehr übel mitgespielt wurde, nicht der Sozialismus ist, der ohne Zwang nicht auskommt, sondern die in der sozialistischen Gesellschaft weiterwirkenden faschistischen Denk-, Gefühls- und Verhaltensmuster. Was den Fall Horn auslöst, das ist „ein ganzes Syndrom aus Gleichgültigkeit und Kleinlichkeit, Gemeinheit und Opportunismus... als gewöhnlicher Faschismus aus der Erbmasse des Naziregimes und wohl noch früherer Phasen deutscher Geschichte“¹¹. Im Roman formuliert Dr. Spodeck das folgendermaßen:

„Die Denunzianten und Mörder kamen nicht von irgendwo, um dieser Stadt das Gesetz ihres Todes und der Verachtung aufzuzwingen, sie hatten mit uns gelebt, waren Bürger dieses verträumten, sanften Provinzfleckens gewesen, sie sind aus unsren Wohnungen hervorgekrochen, unter unsre Haut.“

Maßregelungen und Verurteilungen auf Grund von Denunziationen wegen staatsgefährdender Äußerungen oder Handlungen sind ein Zeichen von faschistischen Pulsionen im kollektiven Unterbewußtsein der DDR. Wer aber ein wenig weiter nachdenkt, dem wird nicht entgehen, daß Christoph Hein dadurch, daß er die totalitären Auswüchse des Sozialismus als eine Erblast des Nationalsozialismus und des bürgerlichen Kapitalismus darstellt, die auf menschlich besonders günstig geartetem Nährboden wirksam wird, den Sozialismus an und für sich freispricht und damit für einen erneuten, hoffnungsvollen Versuch disponibel macht. Nicht ohne befremdetes Erschrecken nimmt man wahr, daß, aus der Nähe besehen, weiter nichts geschehen ist, als daß die bürgerliche Lebenslüge durch die sozialistische ersetzt wurde. Was den „Fall Horn“ auslöst, ist nicht der Sozialismus an und für sich, womit Christoph Hein nicht die Sozialdemokratie meint, sondern den Kommunismus.

Engagement für die Chance eines neuen Sozialismus

Die Romane Christoph Heins nehmen, allerdings literarisch verschlüsselt, seine öffentlichen Stellungnahmen zur Zeit der „Wende“ und danach vorweg. Insofern er mit einer atmosphärischen Dichte sondergleichen die Existenzbedingungen

des spätstalinistischen Kleinstaats ins literarische Wort faßt und zeigt, daß sie niemals besser werden können, weil einfach nicht mehr drin ist, daß das Lebensgefühl der DDR-Bürger ein tägliches Schwanken zwischen Eingeständnis und Verdrängung, Mißmut und Galgenhumor, notwendiger Beschränkung und kleinkariertem Materialismus bleiben müsse, ist er tatsächlich der Kritiker par excellence des Stalinismus in seinem Land gewesen.

Bei der „Wende“ aber zeigte sich dann, daß die Stalinismuskritik doch nur literarisch und halbherzig war, weil sie zur Infragestellung der eigenen Träume, Hoffnungen und Utopien nicht innerlich bereit war. Jeder erinnert sich noch an die Behauptung Christoph Heins vom 4. November 1989 auf dem Alexanderplatz in Berlin, daß die Strukturen der alten DDR-Gesellschaft „verändert werden müssen, wenn sie demokratisch und sozialistisch werden sollen. Und dazu gibt es keine Alternative.“¹² Hier ist wohl die Rede von „demokratischen“ Strukturen. Es wird aber unmißverständlich klar, daß diese Strukturen auch „sozialistisch“ sein müssen. Denn zu dem Binom demokratisch und sozialistisch gibt es für ihn keine Alternative. Kein Wort auch darüber, daß diese Strukturen, sofern sie demokratisch sein wollen, durch Mehrheitsvotum zustande kommen müssen. Obwohl das böswillig scheinen mag, man kommt an der unbehaglichen Frage nicht vorbei, ob hier – bewußt oder unbewußt – an einen abermaligen stalinistischen Gewaltakt gedacht wird. Ist hier der Moskauer Putsch gegen Gorbauschow vom August 1991 für die DDR bereits vorweggedacht? Jedenfalls tätet Christoph Hein gut daran, das wirklich zu tun, was er nach der „Schweizer Volkszeitung“ vom 22. November 1989 willens zu sein vorgibt: nämlich den Geschichtswissenschaftlern das Nachdenken über Geschichte und Stalinismus zu überlassen.

ANMERKUNGEN

¹ 188 (1971) 87–105.

² Begleittext zu: Die fünfte Grundrechenart. Aufsätze und Reden 1987–1990 (Frankfurt 1990).

³ Darmstadt 1985. ⁴ Weimar 1982.

⁵ W. Emmerich, Kleine Literaturgeschichte der DDR (Frankfurt 1989) 310.

⁶ Weimar 1987/88; Darmstadt 1985. ⁷ Weimar 1989; Darmstadt 1989.

⁸ In: Die fünfte Grundrechenart, a. a. O. 194. ⁹ Ebd.

¹⁰ E. Thiele, Engagiert – wofür? Zu Christoph Heins öffentlichen Erklärungen nach der „Wende“ in der DDR, in: Text + Kritik, H. 3, 74 ff.

¹¹ W. Emmerich im DLF 2. 12. 1985.

¹² Die fünfte Grundrechenart, a. a. O. 194.